

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerinnenzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerinnenverein
Band: 59 (1954-1955)
Heft: 6

Artikel: Angst vor Weihnachten
Autor: Blum, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-316322>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

* Den Leserinnen wünschen wir schöne Festtage
* und alles Gute im kommenden Jahr!

Redaktion und Verlag

Angst vor Weihnachten

Von Ruth Blum

In Friedrich Dürrenmatts Buch «Die Stadt» ist eine Weihnachtsschilderung zu lesen, die so lautet:

«Es war Weihnacht. Ich ging über die weite Ebene. Der Schnee war wie Glas. Es war kalt. Die Luft war tot. Keine Bewegung, kein Ton. Der Horizont war rund. Der Himmel schwarz. Die Sterne gestorben. Der Mond gestern zu Grabe getragen. Die Sonne nicht aufgegangen. Ich schrie. Ich hörte mich nicht. Ich schrie wieder. Ich sah einen Körper auf dem Schnee liegen. Es war das Christuskind. Die Glieder weiß und starr. Der Heiligschein eine gelbe gefrorene Scheibe. Ich nahm das Kind in die Hände. Ich bewegte seine Arme auf und ab. Ich öffnete seine Lider. Es hatte keine Augen. Ich hatte Hunger. Ich aß den Heiligschein. Er schmeckte wie altes Brot. Ich biß ihm den Kopf ab. Alter Marzipan. Ich ging weiter.»

Als ich diese Sätze las, überfiel mich tiefes Erschrecken. Dieses entsetzliche Weihnachtsbild wirkte auf mich wie ein Schrei in dunkler Nacht. Aber es war nicht der Schrei eines Einzelnen, sondern die Summe vieler Schreie, ausbrechend aus den Herzen aller derer, die verlernt und vergessen haben, dem *lebendigen* Christuskind zu begegnen.

Unbarmherzig stellt der Dichter uns hinein in die Weihnachtstragik des modernen Menschen, der nicht mehr weiß, warum und wozu er Weihnachten feiern soll, weil er am Wunder der Christnacht irre geworden ist. Jahr für Jahr beobachten wir, wie dieses heimliche Leid über viele Herzen herfällt, sobald die ersten Adventslieder ertönen, die ersten Adventskerzen brennen. Lieder und Kerzen rufen uns auf zur Freude und Dankbarkeit, zum frommen Empfang des göttlichen Kindes — aber wie viele unter uns sind noch fähig, wahrhaftige Adventsfrömmigkeit zu empfinden? Unzähligen bedeutet Christus ja keine geistige Realität mehr, bestenfalls noch ein geistiges Prinzip, ein schönes Ethos, das man etwas ängstlich bejaht, weil die Erfahrungen der letzten Jahrzehnte schonungslos aufgedeckt haben, wohin die Menschheit ohne dieses Ethos gelangt. Man erkennt verstandesmäßig, daß es keine abendländische Kultur ohne Christentum gibt, und hütet sich darum wohlweislich,

dieses Christentum abzulehnen. Und weil das nur intellektuelle Jasagen zu Christus die Bedürfnisse des menschlichen Herzens nicht stillt, füttert man zusätzlich die hungernde Seele mit jenen gemütshaften Symbolwerten, mit all jenen vertrauten Bildern der Weihnachtstradition, die wir von Eltern und Großeltern pietätvoll übernommen haben. Ethischer Begriff und ästhetische Sinnhaftigkeit ersetzen das unbequeme und unmoderne Wagnis des Glaubens. Daraus erfolgt unweigerlich die furchtbare Situation, die Dürrenmatt in seiner Weihnachtsschilderung zeichnet: Man nimmt das erstarrte Christuskind nicht mehr liebend und wärmend in die Arme, sondern kühl betrachtend in die Hände. Und man verschlingt seinen gefrorenen Heiligschein nur aus Angst vor dem Nichts seiner toten Augen — um angewidert zu entdecken, daß er nach altem, schimmeligem Brote schmeckt. Und resignierend geht man weiter. Wohin?

Ach, wir kennen sie ja zur Genüge, diese Weihnachtsfeiern aus Tradition, diese Feste aus Verlegenheit! Man möchte sich auf etwas unvorstellbar Schönes freuen, man möchte wieder wie ein Kind mit klopfendem Herzen und leuchtenden Augen auf den Flügelschlag des Christkindes lauschen — und kann es nicht mehr, weil der Glaube an dieses Christkind fehlt. Und dem großen Augenblick, der das erste Aufflammen der Kerzen bringt, geht eine zermürbende Zeit der äußern und innern Unruhe voran, Wochen der Aufregung statt der Besinnung, die den Geldbeutel des Vaters und die Kräfte der Mutter erschöpfen. Wir gehören ja auch zu denen, die den Mut nicht haben, gegen den merkantilen Ungeist der heutigen Weihnachtsfeste zu kämpfen, auch wir stellen kostspieliges Schenken ins Zentrum der Heiligen Nacht. Wir verlieren uns in tausend Äußerlichkeiten und lassen uns immer weiter abtreiben vom Wesentlichen.

Dabei spüren wir genau, daß wir auf dem falschen Wege sind. Eine leise Stimme in uns mahnt unablässig: «Kehre zurück ins Weihnachtsgeheimnis deiner Kindheit! Suche die verschütteten Quellen der wirklichen Weihnachtsseligkeit!» Und wenn wir nicht allzu abgestumpft sind, trachten wir guten Willens danach, wenigstens am Weihnachtstage dieser innern Stimme gehorsam zu sein, voller Hoffnung, dieses merkwürdige weihnachtliche Unbehagen loszuwerden. Wir gehen in die Kirche, wir lesen das Weihnachtsevangelium, wir erheben unsere Herzen im Gesang alter Lieder und steigern uns in eine seelische Ergriffenheit hinein, die vorübergehend alles Dunkle verdeckt. Einige Stunden, vielleicht einige Tage lang leben wir in wundersamer Gehobenheit des Herzens, voller Zufriedenheit mit uns selber, daß es uns gelang, Gott zu geben, was Gott gebührt, und das schlechte Gewissen vor dem lebendigen Christus zum Schweigen zu bringen.

Aber wenn die Kerzen niedergebrannt und die Lieder verklungen sind, wenn der Alltag uns wieder schal und mürrisch umfängt, verlöscht auch der letzte Weihnachtsglanz in uns. Wir merken, daß wir wieder sind, was zuvor: falsche oder halbe Christen, Sklaven des Verstandes und des Zweifels. Und wir gehen traurig weiter auf unserer angetretenen Bahn, über der kein Stern von Bethlehem mehr leuchtet. Wohin?

Einem neuen Weihnachtsfest entgegen, das Erfüllung verheißt und nicht gewährt, das Sehnsucht entfacht und nicht stillt — einer neuen Weihnachtsangst.

Was hilft uns, diesem zermürbenden Leerlauf zu entrinnen. Was schenkt uns die Verkehrung unserer Weihnachtsangst in dauernde Weihnachtsfreude?

Nichts als das Wagnis des Glaubens.

Aber wie kann der moderne Mensch, dieser Besessene seiner Vernunft, zurückgewinnen, was er längst verlor?

Viele warten auf ein Wunder, erhoffen fatalistisch eine Gnade von oben, eine plötzliche Erleuchtung oder Bekehrung. Allein, die praktische Erfahrung zeigt, daß der heutige Mensch nicht geschaffen ist, Christus in einem übernatürlichen Seelenerlebnis spontan zu begegnen. Ihm fehlen jene «psychischen Antennen» für den Empfang transzendornter Botschaften, über die der mittelalterliche Mensch noch verfügte. Darum wird nur den allerwenigsten ein Damaskus-Erlebnis zuteil. Für alle übrigen gilt die Tatsache, daß tatenloses Warten in der Regel zu nichts führt. Und endloses Diskutieren über Gott — die Krankheit unserer Zeit — bringt ebenfalls keine Frucht. Alle diese geistreichen Schwätzereien sind vor Gott wie ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Es gibt nur *einen* Weg: das Reden *mit* Gott, die Tat des Gebetes als ein Bestandteil christlichen Tuns.

Wir Menschen des 20. Jahrhunderts, die wir verlernt und vergessen haben, den Weg zu Gott über die irrationalen Kräfte der Seele zu finden, müssen uns durch einen klaren, bewußten Willensentscheid unter die Herrschaft des lebendigen Christkindes stellen und danach trachten, in seiner Liebe tätig zu sein, betend und arbeitend im rechten Sinn.

Ora et labora! Die alte Formel des heiligen Benedikt hat bis heute nichts von ihrer ewigen Gültigkeit verloren; denn es gibt kein christliches Tun ohne die Voraussetzung des Betens, das unsere Gedanken zur Sammlung, Ordnung und Hingabe an ein höchstes geistiges Wesen zwingt. Und wenn uns Gebet, Kirchgang und Bibellektüre zuweilen als lästiges Müssten vorkommt, wir haben durchzuhalten und zu gehorchen, damit Gewöhnung zum Bedürfnis werden kann und Übung die Fähigkeit zu neuen Begegnungen mit dem Christuskind schafft.

Nur so erklimmen wir langsam Stufe um Stufe, bittend und gehorchend in guten, murrend und widerstrebend in bösen Stunden, zurückfallend ins alte Geleise oft — aber aufstehend immer wieder und vorwärts schreitend, einem einzigen Ziel entgegen: «Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!»

Wo diese Worte, ein Aufschrei hoffender Sehnsucht, dem menschlichen Herzen mit Gewalt entströmen, da verstummt der Angstschrei der Verzweiflung, und der Mensch erkennt staunend, daß er zu glauben begonnen hat. Nun kann er nicht mehr am erfrorenen Christkind vorübergehen, nun muß er es einfach liebend an seinem Herzen zu neuem Leben erwecken und ihm drinnen im Herzen Herberge geben, heute und immerdar.

Und damit ist das Wunder vollzogen, das Wunder der Liebe, das in sich alle Wunder des Glaubens und Hoffens birgt. Christus ist als Mittler und Erlöser lebendig geworden in uns, und seine tröstliche Menschwerdung erfüllt uns mit einer Freude, an der alle Weihnachtsangst zerbricht.

Wir haben zu Weihnachten alle etwas Heimweh — nach Hause und nach «früher, als wir noch Kinder waren».

Und darum wird unsere Weihnachten auch immer ein «heiliger Abend» und eine «stille Nacht» bleiben.

Rudolf Kinau